

Erscheint täglich außer Sonntagen.
Zusätzlich Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis
für beide Ausgaben 70 Pf. pro Woche, 3 M. pro Monat.
Redaktion und Expedition: Berlin SW 68, Lindenstr. 8

Spätausgabe des „Vorwärts“

Anzeigenpreis: Die einpaltige Nonpareillezeile
80 Pf., Reklamezeile 5 M. Ermäßigungen nach Tarif.
Postfachkonto: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,
Berlin Nr. 37536. Fernsprecher: Dönhofs 292 bis 297

100 Ratten und 20 Kinder!

Arbeiterkinder als Experimentierfarnikel.

„Wir unternahmen diese Versuche an einem Material
von 100 Ratten und 20 Kindern. Wir haben unsere Versuchs-
kinder unter ungünstigen Diät- und Lichtbedingungen
gehalten...“

„Hält man dagegen floride Rachitiker an ungünstigen
Plätzen in geschlossenen Räumen, so kann nach unseren
Erfahrungen der rachitische Prozeß auch im Sommer monats-
lang florid bleiben und nicht die geringste Heilungstendenz
zeigen...“

Dr. Vollmer, Oberarzt am Kaiserin-Auguste-Viktoria-Haus.
(„Deutsche medizinische Wochenschrift“ Nr. 39.)

Diese und ähnliche Sätze schreiben — Kerzte! Tamohl.
Kerzte! Sie finden sich in medizinischen Fachzeitschriften, in denen
Kinderärzte über ihre Versuche an rachitischen Kindern in öffent-
lichen Krankenanstalten berichten.

Um die ganze Ungeheuerlichkeit der Geschehnisse zu begreifen,
stelle man sich vor:

Die Rachitis ist die typische Proletarierkinderkrankheit.

Die ihre Ursache in erster Linie in der schlechten Ernährungslage
und den besetzten Wohnungsverhältnissen der Arbeiterfamilien hat.
Infolge der entsetzlichen Existenzverhältnisse, die unter den Volks-
massen Krankheit, Elend und Tod verbreiten, sind diese Kinder
rachitisch erkrankt; die Eltern übergeben sie den Heilanstalten
in der berechtigten Erwartung, daß sie dort durch sorgfame Pflege
und durch die Bereitstellung aller Mittel auf schnellstem und
erprobtestem Wege gesunden.

Was aber geschieht? Mit rohem Zynismus geben es einzelne
„Menschenfreunde“ unter den Kerzten offen zu: Sie betrachten
die bedauernswerten Geschöpfe als

Versuchsobjekte für allerlei fragwürdige Experimente.

die ihre Heilung auf Monate hinausögern, ja sogar völlig
unmöglich machen können. In unserem angeblich so kultivierten,
so sozial denkenden Jahrhundert werden unter der falschen Flagge
der „Wissenschaft“ an der Gesundheit wehrloser Kinder Verbrechen
begangen, die, wenn es ein Gefühl für Menschenwürde, eine
Achtung vor dem Menschenleben als dem höchsten Gut überhaupt
noch gibt,

einen einzigen Schrei der Empörung

in der Öffentlichkeit hervorrufen müssen. Wenn schon der kranke
Erwachsene als Mensch ein Recht darauf hat, mit aller Sorgfalt
und Liebe behandelt zu werden, so hat das kranke Kind ein
tausendfaches Recht darauf.

Man nennt unsere Zeit das Jahrhundert des Kindes. Man
will mit den veralteten Vorurteilen, die in dem Kindesstadium eine
Etappe geistiger und moralischer Kinderwertigkeit sehen, brechen.
Man sucht die Seele des Kindes zu begreifen, seine Pflanze zu
studieren, seine Erziehung nach neuen Grundsätzen zu reformieren.
Aber alle diese schönen Absichten, die ohne die Mithilfe der
Kerzte erfolglos sind, erweisen sich als ein leeres Gerede, wenn
man mit Schauern erfährt, daß es unter diesen „Kinder-
freunden“ gibt, welche die ihnen zur Heilung anvertrauten kranken
Kinder als Experimentierobjekte verwenden und

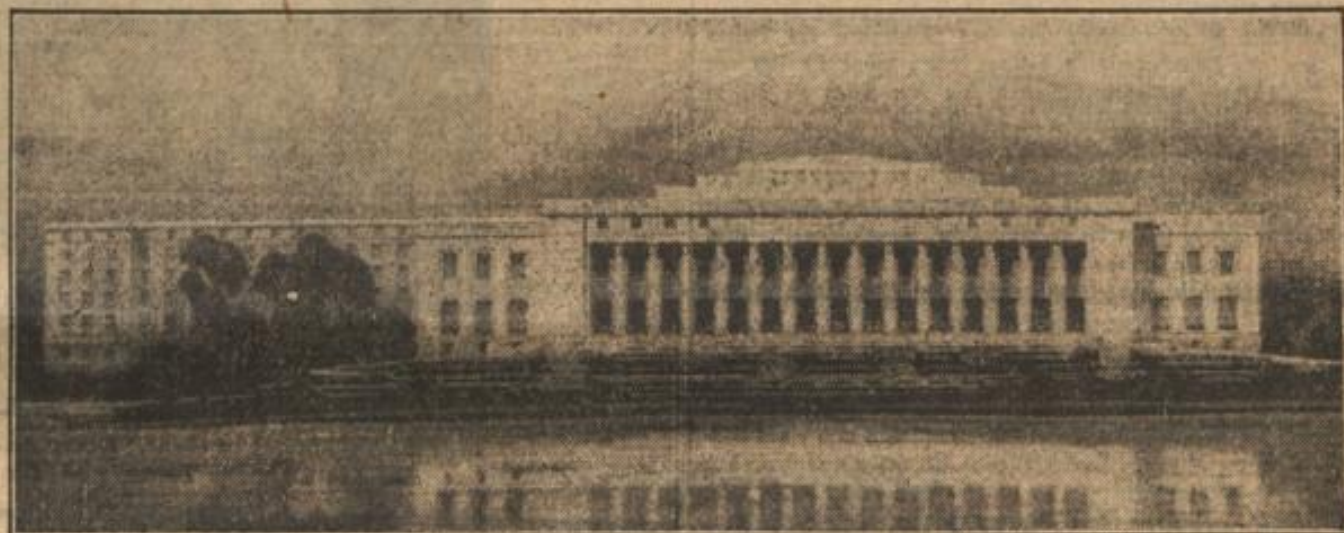
ihr Leben dem von Ratten gleichstellen.

Ohne Wissen der Eltern — welche Eltern würden wohl dazu ihre
Zustimmung geben — werden an hilflosen Kindern Versuche unter-
nommen, die mit dem Heilungszweck absolut nichts zu tun haben.
Wem jagt es nicht die Schamröte ins Gesicht, wenn er in den
ärztlichen Berichten liest, daß diese Versuche an einem „Material
von 100 Ratten und 20 Kindern“ unternommen wurden! Im Jahr-
hundert des Kindes werden Menschenkinder wie Ratten behandelt.
Welche Gemütsroheit zeigt sich schon in der Stillierung der Berichte,
die die Ratten den Kindern verwandt stellen! Weiter: „Wir haben
unsere Versuchskinder unter ungünstigen Diät- und Licht-
verhältnissen gestellt.“ Statt für diese bedauernswerten Wesen gerade
die günstigsten Nahrungs- und Wohnverhältnisse zu schaffen,
statt ihnen Sonne, gute Luft, hygienische Räume, zu geben, statt

(Fortsetzung auf der 2. Seite.)

Das Pulverfaß Arabien.

Interessante Schilderungen auf der ersten Seite der Beilage



Der Völkerbundpalast, wie er nach den Beschlüssen des Rats gebaut werden soll.

200000 Arbeiter auf die Straße!

Die Schlichtungsinstanzen versagen. — Was die Großindustriellen wollen.

Der Schiedspruch, den in der vergangenen Nacht die Schlichter-
kammer fällt, ist vom Verband Berliner Metallindustrieller natürlich
angenommen worden. Der Schiedspruch enthält keinerlei
positive Bestimmungen, der die Unternehmer zur Zah-
lung von Mindestlöhnen oder überhaupt verpflichtet, vertragliche
Lohnabkommen einzuhalten. Es ist deshalb ebenso natürlich, daß
dieser Schiedspruch von den Arbeitern abgelehnt wird.

Nach unserer Auffassung, die sich mit der kompetenter Stellen
deckt, ist juristisch eine Verbindlichkeitsklärung des Schieds-
spruches nicht möglich. Dieser Schiedspruch kann nicht an
die Stelle eines Tarifvertrages treten, da er nicht
die positiven Bestimmungen eines Tarifvertrages enthält. Rein
rechtlich betrachtet kann also der Schiedspruch gar nicht verbindlich
erklärt werden.

Aber selbst wenn er verbindlich erklärt würde, könnten die
Berichte den Deutschen Metallarbeiterverband nicht rechtfertigend
machen, wenn die Organisation trotz der Verbindlichkeitsklärung
den Streik der Werkzeugmacher weiterführen würde. Denn was der
Schiedspruch im wesentlichen enthält, eine Empfehlung, in den Be-
trieben über die Neuregelung der Affordräge der Werkzeugmacher
zu verhandeln, das ist

schon zweimal und immer erfolglos geschehen.

Das erstmal hat der Deutsche Metallarbeiterverband seine
Funktionäre angewiesen, betriebsweise vorzugehen, nachdem die Ver-
handlungen mit dem BMMJ gescheitert waren, und die Unter-
händler des BMMJ erklärt hatten, daß eine Nachprüfung der
Afforde in den Betrieben allein möglich sei. Dieser Versuch, in den
Betrieben zu einer Verständigung zu kommen, scheiterte, weil
die Unternehmer die Forderungen der Arbeiter ablehnten. Ein
zweiter Versuch wurde gemacht nachdem vor dem Schlichtungs-
ausschuß die Verhandlungen scheiterten. Der Schlichtungsausschuß
sich außerstande erklärte, einen Schiedspruch zu fällen und die Ar-
beiter auf Verhandlungen in den Betrieben verwies.

Herr v. Raumer, der als der Wortführer der Elektro-
industriellen gilt, hat im Reichstag am Montag erklärt, daß es

ein Umding sei, für die Elektrowirtschaft einen Tarifvertrag

schaffen zu wollen. Am Mittwoch erklärte der Syndikus des BMMJ
vor der Schlichterkammer, daß der BMMJ es ablehne, einen

Gruppentarif abzuschließen, aber bereit sei, einen allge-
meinen Lohnsatz für die Facharbeiter abzuschließen.

Diese beiden Erklärungen stehen miteinander in schroffem
Widerspruch. Die maßgebende und einzig richtige ist jedoch zweifel-
los die des Herrn v. Raumer. Die Erklärung des Herrn Kantorowicz
hatte nur den handgreiflichen Zweck, die Ablehnung der For-
derung der Werkzeugmacher zu bemänteln.

Die entscheidende Frage ist nun, welche Folgen die Ab-
lehnung der Unternehmer, einen Tarifvertrag abzuschließen, nach
sich ziehen wird.

Im Verband Berliner Metallindustrieller herrschen die Herren
der Elektroindustrie, die

Siemens, AEG, Bergmann, Deutsche Telephonwerke, Lorenz-
Tempelhof.

Die anderen Unternehmer, auch selbst wenn sie bereit sind, einen
Tarifvertrag abzuschließen, müssen sich dieser Wehrtheit fügen.

Der Deutsche Metallarbeiterverband hat seit Monaten ver-
sucht, dieses Ziel zu erreichen, ohne die Wirtschaft großen Erschütte-
rungen auszusetzen und ohne den Arbeitern unnütze Opfer aufzu-
erlegen. Für die maßgebenden Herren im BMMJ bestehen solche
Ermägungen nicht. Der Deutsche Metallarbeiterverband wird also
zweifellosg

dem BMMJ kein Ausnahmerecht

zugestehen. Auch der BMMJ wird die Löhne der Facharbeiter ver-
traglich vereinbaren müssen, und zwar so, daß diese Löhne den
Arbeitern auskömmliche Lebensverhältnisse gewährleisten.

Der Deutsche Metallarbeiterverband hat seit Monaten ver-
sucht, dieses Ziel zu erreichen, ohne die Wirtschaft großen Erschütte-
rungen auszusetzen und ohne den Arbeitern unnütze Opfer aufzu-
erlegen. Für die maßgebenden Herren im BMMJ bestehen solche
Ermägungen nicht. Der Deutsche Metallarbeiterverband wird also
zweifellosg

gezwungen sein, den Kampf weiter auszudehnen.

Man kann jetzt schon mit einiger Sicherheit voraussetzen, daß
durch die Schuld der maßgebenden Herren im BMMJ die ge-
samte Berliner Metallindustrie, soweit ihre Betriebe
dem BMMJ angeschlossen sind, zur Stilllegung kommen wird.
Das bedeutet praktisch, daß 200 000 Arbeiter der Berliner Metall-
industrie auf die Straße gesetzt werden und daß als Auswirkung
dieser Stilllegung der Betriebe weitere Zehntausende von Arbeitern
zur Arbeitslosigkeit verurteilt sein werden.

100 Ratten und 20 Kinder.

(Fortsetzung von der 1. Seite.)

Die mit Liebe und Heiterkeit auch feilisch emporzurichten, wie es nicht nur Arztspflicht, sondern Menschenpflicht gebietet, hat man sie feilischen und körperlichen Follern ausgeficht, über deren Einzelheiten die Berichte in Fachblättern wohlweislich fchweigen. — Zwei Fragen drängen fich da auf:

Wer gab diesen Ärzten das Recht, gewisse Kinder als Versuchskinder zu betrachten? Nach welchen Gesichtspunkten wurden diese unglücklichen zwanzig Kinder, die mit 100 Ratten ein gemeinsames Schicksal verband, ausgewählt?

Daf diese Ärzte das Leben der Kinder nicht höher bewerteten als jenes der Ratten, geht aus aus der trivialen Bemerkung hervor, daß „nach unseren Erfahrungen“ der rächtliche Prozeß

nicht die geringste Heilungstendenz

zeigt, wenn man floride Rachtiter an ungünstigen Plätzen in geschlossenen Räumen hält. Nach unseren Erfahrungen! Man hat demnach die frankten Kinder unter ungünstigen Verhältnissen in geschlossenen Räumen eingesperrt, vielleicht wochen- und monatelang, statt ihnen Luft und Licht zu geben. Wer kann ermaßen, welche Qualen diese Kinder ertragen mußten, um schließlich nicht geheilt zu werden. Kein Wort der Verurteilung kann fcharf genug sein, um diese Art des Raubbaues an der Gesundheit von Kindern zu charakterisieren. — Von allen ethischen und moralischen Gründen, die gegen ein solches barbarisches und mittelalterliches Verfahren in modernen Krankenanstalten sprechen, ganz abgesehen, mögen die betreffenden Ärzte sich doch selbst überlegen: Sie selbst sind es, die

das Vertrauen der Bevölkerung zum Arztstand untergraben.

Es ist ja kein Wunder, wenn Eltern, die von der Marterung ihrer Kinder in den Krankenhäusern hören, an denen solche Behandlungsmethoden üblich sind, es sich in Zukunft überlegen dürften, ihre Kinder und sich selbst wieder diesen Instituten anzuvertrauen und lieber einen „Kurpfuscher“ aufsuchen, der die Kinder als Menschen und nicht wie Ratten behandelt.

Dazu kommt noch, daß diese Kinder aus ihren Erfahrungen mit den Ärzten einen unüberwindlichen Haß, zumindest aber ein nicht mehr zu beseitigendes Mißtrauen gegen die Ärzte überhaupt davontragen müssen.

Wenn sich die Ärzteschaft über das Mißtrauen des Volkes gegenüber den Schulmedizinern beklagt, dann möge sie sich vor allem bei jenen Kollegen bedanken, die den Keim zu diesem Mißtrauen schon in die Kinderseelen gelegt haben.

Es wäre auch zu erwägen, ob die Handlungen dieser Ärzte in der von ihnen selbst geschilderten Art nicht strafgesichtlich zu ahnden sind. Man hört oft genug und bei jeder Gelegenheit Warnrufe der Ärzte gegen die so gefährliche „Kurpfuscherei“. Hier aber wurde Kurpfuscherei ärgster Art getrieben, es wurden Behandlungsmethoden angewandt, die alles andere als die Heilung der Patienten zum Erfolge hatten.

Er braucht wohl auch nicht gesagt zu werden, daß man sich für diese graufigen Experimente nicht die Kinder wohlhabender Eltern aussuchte, sondern Armeleutkinder, deren Eltern keine Möglichkeit der Kontrolle der Behandlungsmethoden und eines Einspruchs dagegen hatten. Vielleicht wird jemand einwenden, daß diese Experimente im Interesse der Wissenschaft nötig sind. Gut. Dann mögen jene Ärzte ihre eigenen Kinder dazu verwenden.

Ein großer Arzt und Menschenfreund hat einmal gesagt: Ein guter Arzt muß ein guter Mensch sein. Sind diese Leute, die Ratten und Kinder in gleicher Weise malträtieren, gute Ärzte? Dr. Julius Moses.

Gegen die Experimentierwut.

Die vorstehend wiedergegebenen Tatsachen hat der Verfasser heute morgen im Hauptausfchuß des Reichstags vortragen, wo sie von den übrigen Abgeordneten mit sichtbarer Bewegung aufgenommen wurden.

Von der Sozialdemokratischen Partei wird eine Entschließung vorbereitet, die der Experimentierwut von Ärzten Einhalt gebieten soll.

Gegen die einseitigen Rundfunkdarbietungen.

Der sozialdemokratische Abg. Crispian Lenzte die Aufmerksamkeit des Ausschusses auf die gänzlich einseitige Haltung des Reichskommiffars für den Rundfunk. Diese großartige neue Errungenschaft des menschlichen Geistes werde ganz bewußt und einseitig in den Dienst der Rechtsparteien und nationalfischer Bestrebungen gestellt. Von einer Neutralität der Leitung der „Funkstunde“ zu sprechen, sei nicht möglich. Sollte wirklich einmal hier und da eine Darbietung geboten werden, mit der auch die Masse des Volkes einverstanden sein könnte, so setze sofort wie auf Kommando eine Hege der Rechten gegen die Funkstunde ein, der nur zu gern nachgegeben werde. Es sei unbedingt zu verlangen, daß von der Funkstunde nicht nur religiöse, sondern auch weltliche Sonntagfeiern veranstaltet werden.

Reudells Reichsfarbenscheu.

Gegen eine Äußerung des Innenministers n. Reudell, daß er im Gegenzug zur preußischen Regierung wegen der Hiffung der Reichsflagge keine Verordnung herauszugeben beabsichtige, weil er die Beamten nicht in Gewissenszwang bringen wolle, wandte sich mit Entschiedenheit der sozialdemokratische Abg. Sollmann. Er fragt, wie man da überhaupt von Gewissenszwang reden könnte, da die Beamten doch sämtlich den Eid auf die Verfassung geleistet hätten. Der Minister selber zeigt an seinem Auto stets die Reichsflagge; er wolle doch sicher nicht behaupten, daß er das als einen Gewissenszwang empfinde.

Belagerungszustand über Bemberg soll verhängt werden, wenn die schweren Studentenergeffe gegen die Juden nicht aufhören. So kündigt das Warschauer Pilsudski-Blatt an.

Auflehnung gegen die Staatsgewalt

Ein Appell an die Preußenregierung wegen der Landbundeshege.

Fast unglaublich anmutende Hehmanöver des Landbundes, die vor terroristischen Drohungen gegenüber den Landarbeitern und vor Aufreizung gegen die Staatsgewalt nicht zurückschrecken, entrollt eine große Anfrage der sozialdemokratischen Landtagsfraktion an die Preußenregierung. Sie lautet:

In allen Teilen Pommerns, besonders in Vorpommern, benützen die Deutschnationalen den Landbund zu Demonstrationen gegen die preußische Regierung und die Reichsregierung. In Stralsund, Greifswald und anderen Orten wurden Forderungen an die Regierung gerichtet, die direkte Drohungen bzw. Aufforderungen zur Steuerabolage und Selbsthilfe enthielten. Die Arbeiter sind zu diesen Demonstrationen, wie in Stralsund, durch Gewährung von Geldmitteln (4 bis 6 R. pro Mann) bewogen worden, an diesen Demonstrationen teilzunehmen. In Demmin fand am Sonnabend, dem 3. März, eine solche Demonstration statt, zu der man teilweise die Arbeiter durch Entlassungsdrohungen gezwungen hatte. Die ganze Bevölkerung des Ortes wurde dadurch provoziert und in starke Erregung versetzt. Wie zu einem Sturm rückten am Mittag des 3. März um 2½ Uhr die Landbündler aus vier verschiedenen Straßen in geschlossenen Zügen zum Marktplatz vor, wo sich eine große Menge Neugieriger einfand. An der Spitze eines Zuges marschierten

50 bis 60 mit schweren Stöcken bewaffnete Stahlhelmer,

geführt von dem Stahlhelmführer Friedrichs, der auch die Uniform des Stahlhelms trug. Unmittelbar hinter dem Stahlhelm marschierte im Zug der Bürgermeister Müller der Stadt Demmin und neben ihm der Schulrat Köhly. Bei dem Eintreffen des Zuges verteilten die Kommunisten Flugblätter. Das wurde zunächst von einzelnen Beamten der Polizei verhindert, dann aber von dem Polizeikommissar Kösel gestillt. Der Zuschauer bemächtigte sich beim Anblick der bewaffneten Stahlhelmer eine starke Erregung. Der Kom-

teur Köhly forderte Herrn Kösel auf, das Tragen der Eisenstöße auf Grund des Stadtverbotes zu verhindern. Kösel lehnte das mit den Worten ab, er kenne kein Stadtverbot.

Aus den Reihen der Umstehenden wurden bald Rufe laut, sich auch mit Stöcken zu bewaffnen. Köhly befiel nun einen als Rednertribüne bestellten Wagen. Er wurde sofort zusammen mit dem Landbundesredner Woller vom Wagen gestoßen und mit Stöcken blutig geschlagen. Woller selbst wurde im Gedränge von den Stahlhelmern ebenfalls schwer geschlagen.

Das war das Signal für die Stahlhelmer, auf die mehrfache Menge einzuhauen. Drei Arbeiter erlitten blutige Verletzungen:

der Polizeibeamte Zander, der einem Bauern den Revolver abnehmen wollte, wurde von den Stahlhelmern ebenfalls zu Boden geschlagen und verletzt. Der Bürgermeister und der Polizeikommissar Kösel sahen diesen Dingen tatenlos zu.

Dem Vernehmen nach soll die Reichswehr bereits seit 12 Uhr mittags mit scharfer Munition in Marnbreitschaft gelegen haben. Das rechtsstehende „Demminer Tageblatt“ bekräftigte die Absicht, die Reichswehr gegen die Arbeiter zu verwenden. Nach einem Bericht des Stralsunder „Vorpommer“ vom 6. März veranstaltete der Stahlhelm am 5. März wieder eine Demonstration, wobei

dem Magistrat das Ultimatum gestellt

wurde: sämtliche Polizeibeamte bis Mittwoch 6 Uhr von der Stadtverwaltung zu entlassen, andernfalls werde der Stahlhelm die Polizeigewalt und Ordnung in der Stadt übernehmen. Durch diese ungeheuerlichen Drohungen und Butschabsichten des Stahlhelms ist die gesamte Bevölkerung in stärkste Erregung versetzt worden.

Wir fragen: Ist die Staatsregierung bereit, eine sofortige Untersuchung vorzunehmen und die Schuldigen zur Verantwortung zu ziehen?

Der Völkerbundsrat



tagt wieder einmal in Genf. Unser Bild zeigt links Dr. Stresemann, ferner Briand und den Chinesen Tschanglo, den gegenwärtigen Vorsitzenden des Rats.

Raubüberfall auf einen Bankboten.

Der Bote niedergeschossen, der Täter flüchtig.

Allenburg, 8. März.

Im Vorraum der Reichsbanknebenstelle versuchte heute morgen ein Unbekannter einem Boten der Dresdner Bank die gefüllte Geldtasche zu rauben. Ein anderer Bote eilte seinem Kollegen zu Hilfe. Der Angreifer zog darauf einen Revolver, feuerte mehrmals auf den Bankboten Carl Bernhardt, der schwere Lungenverletzungen erlitt, und eultkam unerkannt, ohne daß es ihm gelungen war, das Geld an sich zu bringen.

Erdbeben in Süditalien.

Einem Erdbeben, das sich in dem Gebiet Syracus—Messina—Cosenza bemerkbar gemacht hatte, ist nach einer Mitteilung des Aerologischen Instituts in Messina ein sehr heftiger Stocco vorausgegangen. Weiter wird berichtet, daß der Erdstoß verschiedentlich von einem überaus starken Getöse begleitet war, das die Panik der Bevölkerung vermehrte. Nach den inzwischen eingegangenen genaueren Meldungen sind Menschenopfer glücklicherweise nicht zu beklagen. Heroorgehoben zu werden verdient, daß sich die Zementbauten in Reggio di Calabria sehr bewährt haben, so daß dort im Gegenzug zu anderen Orten auch fast kein Bau Schaden angerichtet wurde.

Kriegszustand an der Palästina Grenze.

Vorbereitung gegen Ibn Saud.

London, 8. März.

Die Regierung von Palästina trifft Verteidigungsmassnahmen gegen einen Einfall der Wahabiten. An der transjordanischen Grenze wurde der Kriegszustand verhängt. Alle auf Urlaub befindlichen Offiziere und Mannschaften sind zurückgerufen worden. Die in Ramle (Palästina) stationierte zweite Panzerwagentruppe der Luftstreitkräfte ging nach Amman ab. Aus Ägypten sind Truppen und Flugzeuge, von denen jedes 20 Mann fassen kann, nach Amman abgefordert worden. Militärische Bewegungen der Anhänger Ibn Sauds sind bisher noch nicht festgestellt.

Techniker und Arbeiter solidarisch.

Rundgebung des Butab.

„Arbeiter und Angestellte gehören in eine Front!“ Das war die Stimmung, die in der Versammlung herrschte, die zu gestern abend vom Bund der technischen Angestellten und Beamten (Butab) für die technischen Angestellten der Berliner Metallindustrie nach dem „Nordischen Hof“ einberufen worden war.

Der Fachgruppenleiter Sneli zeigte an vielen Beispielen, daß die Metallindustriellen in der Bezahlung keinen Unterschied machen zwischen dem Mann an der Werkbank und Maschine und dem, der im technischen Bureau am Reifbrett steht. Es ist in vielen Fällen sogar so, daß der technische Angestellte noch ein bedeutend geringeres Einkommen hat als der mit ihm vergleichbare Facharbeiter. Die Angestellten werden ihre Lage aber nicht verbessern können, ehe sie nicht genau so geschlossen wie die Arbeiter zusammenstehen, den leider noch vielfach vorhandenen Standesdünkel sollen lassen und genau so wie die Arbeiter für ihre wirtschaftliche Besserstellung zu kämpfen gewillt sind. Um diese Erkenntnis bei allen Angestellten zum Ausdruck zu bringen, bedürfte es noch einer unermüdbaren Aufklärungsarbeit, die aber von den Angestellten geleistet werden muß, die bereits die Notwendigkeit des freigewerkschaftlichen Zusammenschlusses der Angestellten erkannt haben. Die Versammlung bewies ihre Verbundenheit mit den Handarbeitern durch die einstimmige Annahme folgender Sympathieentschließung für die kämpfenden Berliner Metallarbeiter:

Die am Dienstag, dem 6. März 1928 im „Nordischen Hof“ versammelten Mitglieder des Bundes der technischen Angestellten und Beamten, Fachgruppe Metallindustrie, betrachten den von den Berliner Werkzeugmachern zur Erriangung menschlicher Arbeits- und Lohnverhältnisse geführten Kampf als den ihren und sprechen den Kollegen Handarbeitern ihre vollste Sympathie aus. Sie verurteilen aufs schärfste die vom VBMJ. vorgenommene Aussperrung großer Teile der Berliner Metallarbeiterschaft und geloben, Streikarbeit jeder Art, die in diesem Zusammenhang eventuell von den technischen Angestellten gefordert wird, unter allen Umständen abzulehnen. Sie fordern die Berliner Metallarbeiter auf, einig und geschlossen zusammenzutreten, um die reaktionäre Haltung des VBMJ. zu brechen, und wünschen der Bewegung einen vollen Erfolg.

Japanische Faschisten, die vor dem Hause des Ministerpräsidenten Tanaka in Tokio demonstrierten und die Auflösung der Arbeiter- und Bauernpartei verlangten, wurden durch die Polizei vertrieben, als sie tobten, weil der Ministerpräsident ihre Delegation nicht empfing. 80 Faschisten wurden verhaftet.

Der Wahlkampf in Frankreich.

Das Programm der Sozialisten.

Paris, 8. März. (Eigenbericht.)

Die sozialistische Partei Frankreichs veröffentlicht ihr Wahlprogramm, eine Broschüre von 63 Seiten. Zunächst werden die Verfassungsforderungen der Partei aufgestellt.

In dieser Hinsicht fordert die Partei direkte Volksabstimmung, Abschaffung des Senats, politische Gleichberechtigung der Frauen, Verhältniswahlsystem, Abschaffung aller Ausnahmegeetze und der Kriegsgerichte und Amnestie für politische Delikte. Es folgen dann die sozialen Forderungen, Verbot der Kinderarbeit, Sicherung des Achtstundentages, gesetzliche Festlegung eines jährlichen Urlaubs, Verbesserung des Arbeiterschutzes, der Sozialversicherung, Sicherung des Koalitionsrechts für die Beamten, gesetzliche Regelung des Tarifwesens. In wirtschaftlicher Hinsicht verlangt die Partei Rationalisierung der Produktion und der Verwaltung, allerdings nicht ausschließlich auf Kosten der Arbeiter. Verstaatlichung

Die Nationalisten



Ces bons français avaient déjà voté rouge en Mai 1914

..... Pourvu

qu'ils recommencent !

Führen den Wahlkampf in Frankreich ebenso verlogen wie in Deutschland. Das hier wiedergegebene nationalistische Wahlplakat stellt den französischen Wählern den Krieg in Aussicht für den Fall, daß sie „rot“ wählen!

derjenigen Industrien, die ein natürliches Monopol ausüben, Einfluß der Arbeiterschaft auf den Produktionsprozeß und auf die Preisgestaltung. Auf finanziellem Gebiet wird die Regelung der interkalierten Schulden unter Berücksichtigung der finanziellen Leistungsfähigkeit Frankreichs und Transfermöglichkeiten, gesetzliche Stabilisierung des Kronens, gesicherte Verteilung der Steuern unter Abschaffung der Verbrauchssteuern gefordert.

Glückszug in Dänemark.

Auf dem Marsch nach Kopenhagen.

Kopenhagen, 8. März.

Ein Demonstrationszug von 800 Obdach- und Arbeitslosen von Jütland nach Kopenhagen, der gestern abend unter der Leitung des Militärfliegers und Gardehusarenoffiziers Clauson Raas in Horsens anlangte, soll auf Anordnung des Justizministers Richter heute aufgelöst werden. 50 Polizisten sind dazu in der Nacht von Kopenhagen nach Vejle gesandt worden. Dem technischen Führer des Zuges, Leutnant Clauson Raas, wurde gestern vom Justizminister die Entfernung aus dem Speere angedroht, falls er nicht sofort den Zug auflöse. Man hat bisher keinerlei herausfordernde Handlungen der Demonstranten entdecken können. Die jütlandischen Beamten haben in offenbarem Verständnis für die verzweifelte Lage der Demonstranten diese gespeist und ihnen Nachtquartier angewiesen. Die Tätigkeit des Leutnants Raas hat sich lediglich darauf beschränkt, Ruhe, Ordnung und Disziplin im Zuge aufrecht zu erhalten. Er hat sich das volle Vertrauen der Teilnehmer errungen, hat versucht, die roten Schleißen durch grüne zu ersetzen und den einzigen drohend klingenden Satz aus der Eingabe an die Regierung zu streichen.

Die Opfer des Grubenunglücks.

Nicht Tote auf dem Kunigundenschacht in Neurode.

Neurode, 8. März.

Zu dem Grubenunglück auf dem Kunigundenschacht der Wenzelsgrube in Ludwigsdorf wird noch ergänzend berichtet, daß die annähernd sechsstellige Zahl der Toten sieben beträgt. Ein Bergarbeiter, mit dessen Tod ebenfalls zu rechnen ist, wird noch vermist.

Radeks Fluchtversuch gescheitert.

Warschau, 8. März.

Nach einer noch nicht bestätigten Meldung soll Karl Radek von seinem Zwangsaufenthaltsort im Ural entfliehen sein. Man habe ihn jedoch in Smolensk nicht mehr weit von der Grenze Polens erkannt und unter Bewachung nach Moskau zurückgebracht.

Mahler, Schreker und die Jugend.

Musikrundschaue von Klaus Pringsheim.

„Sinfonie der Tausend.“

„Sinfonie der Tausend.“ unter diesem schändlich häßlichen Namen ist Gustav Mahlers achte Sinfonie populär geworden. Populär, obgleich sie — um der enormen Ansprüche willen, die sie an die Aufführung stellt — selten gespielt wurde. In Berlin zuzieht im Rahmen der Oesterreichischen Musikwoche 1923 unter Paul Pella. Nicht, wie jetzt in Reklamentätzen wiederholt zu lesen war, unter Dr. H. Unger. Der also bringt sie nun zweimal im Großen Schauspielhaus. Sonnabend nachmittags im dekorativen Rahmen der allabendlichen Operette. Die Chöre, auf die es vor allem ankommt, lärmend und ungepflegt, ein Haufen Stimmen ohne Zusammenhalt. Das Sinfonienfestet durchwegs unzulänglich. (Nur Albert Fischer ist den dynamischen Anforderungen seiner Partie gewachsen.) Dem tausendköpfigen Apparat, der oben drein merkwürdig ungeschickt placiert ist, steht der Dirigent nachfollos gegenüber. Lange Strecken des ersten Teils verlaufen in bedrückender Verschwonnenheit, die Gruppen musizieren aneinander vorbei, nur die Festigkeit der Philharmoniker verhindert eine Katastrophe. Über das Ganze verläuft in schleppendem Tempo, schamlos, ohne Steigerung, unerlebt, ungehört. Nichts von der überwältigenden Wirkung, deren das Werk, im Lebensplan seines Schöpfers Summe und Krönung seiner Arbeit, mächtig ist. Mahler und Berlin haben gleichen Grund, zu protestieren.

Schreker-Feier.

Mahler, dem im Großen Schauspielhaus Unrecht geschieht, ist im 9. Sinfoniekonzert des Berliner Sinfoniorchesters mit drei Wunderhornliedern vertreten. Vorher singt Lula Wajsz-Gmeiner fünf Gesänge aus „Tausend und eine Nacht“ von Schreker. Vorher dirigiert Emil Bohne, der seine Konzerte auf hohem Niveau hält, Schrekers oft und gern gehörte Suite „Der Geburtstag der Infantin“: eine kleine Schreker-Feier, Vorfeier des fünfzigsten Geburtstags. Nach der Suite, noch mehr nach den Gesängen gibt es Beifall von außerordentlicher Herzlichkeit; er gilt nicht nur dem Komponisten, der in diesen Liedern nicht viel mehr eingelegt hat als seine gefonnene Spezialität der gebrochenen Orchesterfarben, er gilt wohl mehr ihrer tief eindringlichen Befaltung durch die große Sängerin — und dem Mann vor allem, dessen Musikernamen, schlagwortartig, für Berlin ein Programm bedeutet.

Nachwuchs.

Soweit die musikstudierende Jugend sich staatlicher Führung anvertraut, sie tut's im Zeichen Franz Schrekers; mit seiner Berufung zum Direktor der Staatlichen Hochschule war das Programm ihrer Erneuerung, Verjüngung, Modernisierung erklärt. Das beginnt sich auf allen Gebieten zu erfüllen; es hat sich überausgehend in der Opernschule erfüllt, deren fortschreitende Entwicklung sich sozuzagen unter den Augen der Öffentlichkeit vollzieht. Man hätte man eine Einführung von Gluck „Iphigenie auf Tauris“, unter Brüwers musikalischer, Herth's szenischer Leitung. Es ist in der Tat erfreulich und erfrischend, zu sehen, wie weit die jungen Leute, die

alles selbst machen — Solisten, Chor, Tanz, Orchester —, es hier gebracht haben. Und Arno Schellenberg, der stimmungsgemäße Drest, ist als Sänger schon eine Erfüllung.

Von der komponierenden Jugend stand hier neulich, sie wirkte im Geist Busonis. Aber er fehlt als Behoer und Erzieher dem Apponisten Kurt Weill, einem seiner begabtesten Schüler gewiß. Der pendelt heute halbtags zwischen vorgeträumter Publikumserwartung und dem Sensationserfolg, dem er unermüdet, vergeblich bis jetzt, nachjagt; zwischen artistischer und kunstgeschäftlicher Spekulation. Das



Franz Schreker.

Violinenkonzert, das er jüngst zum erstenmal in Berlin hat spielen lassen — Stephan Frenkel beherrscht den Solopart mit unbedingter Souveränität — ist von der ersten Art: Musik, wie sie vor zwei Jahren von modernen Musikern geschrieben wurde und nach weiteren zwei Jahren überwunden, also vergessen sein wird.

Auch Karol Rathaus, einst Schrekers Schüler übrigens, pendelt: zwischen allen möglichen Stilen, zwischen gestern und morgen. Seine „Duoertüre“, die Furtwängler im 8. Philharmonischen Konzert zur Uraufführung bringt, versucht immerhin etwas wie einen inneren Ausgleich widerstreitender Tendenzen. Ja, den Klang einer neuen Romantik glaubt das Programmheft herauszuhören. Man richtet sich also schon auf Kompromisse mit der Vergangenheit ein. Jedenfalls, die Zeit der atonalen Großsprecherei ist vorüber. Der Weg für Taten ist frei; es braucht nicht gleich eine Sinfonie der Tausend zu werden.

„Das Land der eigenen Scholle.“

Filmvortrag im Schwedtenaal.

Der Film eignet sich in hohem Maße dazu, klare Vorstellungen von fremden Ländern zu vermitteln. Es ist daher zu begrüßen, daß die Döring-Filmmwerke wie im vorigen Jahr von den Vereinigten Staaten jetzt einen Film über Kanada herausgebracht haben. Er ist in Gemeinschaft mit dem Norddeutschen Lloyd unter Leitung des erfahrenen Diplomingenieurs Dreger im vorigen Jahre von Hugo Urban aufgenommen worden. In erster Linie ist er bestimmt, den Auswanderungswilligen, die nach dem Besiz einer eigenen Scholle streben, Kenntnisse von diesem Lande zu vermitteln, das nierzehnmal größer als Deutschland ist. Kapitän Gottfried Spedmann begleitet auch diesmal den Film (der jetzt im Schwedtenaal läuft) mit einem instruktiven Vortrag. Schon die Seereise mit dem Lloyd-Dampfer „Sierra Bentana“ bietet ergötzliche Unterhaltung. Man landet auf Halifax, lernt die Halbinsel Nova Scotia kennen, wo noch heute die von Hannoveranern gegründete Fischerfischerei „Lunenburg“ blüht. Auf dem Prince-Edward-Insel sehen wir den Anbau der Sojakartoffeln, die ganz Nordamerika versorgen, und besuchen die großartigen Silberjuchfarmen. Die Reise geht weiter durch die dichter besiedelten Provinzen New-Braunschweig, Quebeck und Ontario. Das französische Quebeck und der große Kornhofen Montreal, die Alagarafälle und die Provinz Waterloo mit ihren deutschen Siedlungen werden besichtigt. Dann kommen wir nach dem Besuch des größten Goldbergwerkes der Welt in Timmings und einer der tiefsten Papierfabriken, die dank dem ungeheuren Waldreichtum des Landes die Vereinigten Staaten mit Papier versorgen, in die Kornstammern des Landes, Manitoba und Saskatchewan. Die Siedlungsmethoden, die dem Einwanderer für billiges Geld bis 80 Morgen Land zuweisen, werden veranschaulicht und die Kornproduktion, die zum Teil mit den modernsten landwirtschaftlichen Maschinen arbeitet, im Bilde vorgeführt. Der Landarbeiter kann hier in einigen Jahren immerhin spielet erwerben, daß er die Urbarmachung des ihm überwiesenen Bodens unternehmen kann.

Zum Schluß wird noch ein Streifzug durch Britisch-Kolumbien mit seinen Riesennädeln und ungeheurem Reichtum an Fischen unternommen; dann lernen wir die ehemaligen Besitzer des Landes, die Indianer in ihren Reservations kennen, werfen einen Blick auf das großartige Gebirge der Rocky Mountains mit ihrem Reichtum an gehetzten Büffeln, Bären, Bibern und Elchen und verabschieden uns von dem Lande, in Bonduver, der Eingangspforte für den asiatischen Osten.

Die Polizei und das Theater.

Der Schwank „Die Schule der Liebe“, der im Neidertheater gespielt wird, hat das Polizeipräsidium zum Einspielen verboten. Es benachrichtigte gestern nachmittags den Direktor des Neiderttheaters, Herrn Berner, daß unbedingt Änderungen vorgenommen werden müßten, im anderen Falle wäre die Vorstellung zu verbieten. Der Schwank ging also abends in neuer Gestalt in

Szene. Aus dem Schreiben des Polizeipräsidiums geht hervor, welche Szenen zu diesem Schritt Anlaß gaben:

„Abteilung II, Berlin, 7. März 1928.

Herrn Direktor Herrn Berner wurde heute persönlich eröffnet, daß die Art der Darstellung des Stückes „Schule der Liebe“ bezogen gehalten und daß von den Darstellern, besonders von Herrn D. C., die sexuellen Pointen weniger stark gebracht werden müssen. Insbesondere hat der Schauspieler C. im zweiten Akt in der Szene mit Jo-Jo, in welcher er in Hemd und Unterhose hinter einem Divan steht, bei seinen Worten: „So habe ich noch nie vor einer Dame gestanden“ es zu unterlassen, die Schürmmerrolle zwischen die Beine zu nehmen und vorzutreten, sondern sich eines anderen Gegenstandes zu bedienen, der jede Zweideutigkeit ausschließt.

Ferner muß der Ausruf der Darstellerin der Alice: „Es lebe die Republik“, den sie jedes Mal beim Geschlechtsakt zur Erinnerung an den Tag ihrer ersten Verführung (14. Juli, Nationalfeiertag der französischen Republik) hinter der Szene ausstößt, unterbleiben und durch einen anderen unverfänglichen Ausruf ersetzt werden.“

Mit künstlerischen Dingen haben diese gerügten Auftritte schon gar nichts mehr zu tun. Auch nicht in einem Schwanke!

„Bismarck und Weimar.“

Unter dem Thema „Bismarck und Weimar“ versuchte der bekannte Münchener Historiker Prof. Dr. Hermann Onken der in der „Deutschen Vereinigung für wissenschaftliche Fortbildung“ sprach, Vergleiche zu ziehen zwischen der Reichsgründung von 1871 und der deutschen Republik mit ihrer Weimarer Verfassung von 1919. Politisch gab das Referat von Prof. Onken einen Veranschaulichungskursus, einem „Do-Über“-Bekenntnis zur Weimarer Verfassung, denn man könne das Alte, so schmerzlich es manchem sei, unmöglich wiederherstellen. Die einzige Rettung sei nun einmal in Ermangelung eines vielleicht Besseren die Volkssouveränität gewesen. Im übrigen sang Onken ein Loblied auf die politische Genialität Bismarcks, die nichts Theoretisches, keinen grundsätzlichen Standpunkt, sondern nur „organisch“ aus dem historisch Gegebenen herauswachsende Praxis gekannt habe. Unter Politik versteht Onken ausschließlich Opportunismus und Kompromissmacherei; alles andere sei dogmatisch-ideologischer Doktrinarismus. Ziemlich leicht machte sich der Redner auch mit der historischen Erklärung und auch mit der Verfassung des chaotisch-unheimlichen Kompromißcharakters der Reichsgründung von 1871. Die bewegenden Kräfte der geschichtlichen Entwicklung sind für Onken die „historisch erwachsenen Lebenskräfte“, die in der Weimarer Verfassung mit dem fort rechnenden Verstande, der „ratio“ des Doktriners, in Konflikt gekommen seien. Die Zurückführung der geschichtlichen Vorgänge auf so nützliche und unerklärliche Ursachen wie die „historisch erwachsenen Lebenskräfte“ führt allerdings nicht zur Erforschung, sondern zur religiösen oder ethischen Verdrängung der geschichtlichen Vorgänge.

Das Pulverfaß ARABIEN



Großbritannien hat es sich schon viele Millionen Pfund Sterling kosten lassen; viele tausend Menschen sind geopfert worden, um die Herrschaft über das Vorgebiet zwischen Europa und Indien zu sichern! Und dieses Glacis vor der Burg Indien ist Arabien. Das Land ist selbst heute noch nur zum Teil erforscht. Es gibt noch Hunderttausende von Quadratkilometern grauenstarrer Wüsten, die keines Weißen Fuß betrat, und viele fruchtbare Oasen, von denen der ausbeutungslüsterne Geschäftsmann sich nichts träumen läßt. Nur wenige Forscher durften es wagen, das Land, das einen kleinen Erdteil für sich bedeutet, zu durchqueren, die wildesten Fanatiker des Islam haben dort das Heft in der Hand, der Blaur, der Ungläubige, ist ungerne und verächtlich geduldeter Gast.

Noch wie in der biblischen Zeit.

Die in ungleicher Dichte über die Halbinsel verteilte Bevölkerung, deren Schätzung zwischen zwei und sechs Millionen schwankt, stellt durchaus nicht ein Volk im westlichem Sinne dar. Das Land ist wirtschaftlich unerschlossen und wird es wohl auch bleiben, denn die vorherrschende Wirtschaftsform

F. A. Brockhaus, Leipzig) schreibt, eine Militärorganisation auf streng konservativer, mohammedanischer Grundlage; an die Stelle der bisherigen Stammeseinteilung trat bei ihnen die Einteilung in landwirtschaftliche Militärkolonien. Sittenreinheit im Sinne des Korans ist oberstes Gebot, und sie wird durch die unbarmherzigen Strafen erzwungen, die das Buch des Propheten vor Hunderten von Jahren vorschrieb. Daß der Genuß berausender Getränke verboten ist, versteht sich bei diesen fanatischen Anhängern des Islam von selbst; aber selbst das Tabakrauchen ist verpönt. Die Regierungstechnik Ibn Sauds erinnert in Neufährlichkeiten an Gewohnheiten Harun al-Raschids; er kümmert sich um alles, ist für jeden der „Krieger Allahs“ persönlich zu sprechen, Bettler werden anstandslos zur Audienz zugelassen, an seiner offenen Tafel speisen Hunderte von ungeladenen Gästen, und selten geht einer ohne Geschenke in Form von Gewändern oder barem Geld von dannen.

Trotz der despotischen Herrschaft blüht die Beamtenkorruption: so wurde in der Zeit, da Weiss gerade in Djidda war, der Stadtkommandant wegen Sklavenhandels, wider-natürlicher Unzucht, Mädchenraubes, Berumtreuung von Staatsgut und Spionage zugunsten einer feindlichen Macht verhaftet. Der „Erste Berater“ Ibn Saud ließ Briefmarken auf eigene Rechnung drucken und verschaukelte sie zu hohen Preisen an Sammler.

Die Wallfahrt nach Mekka und Medina.

Der religiöse Kern und die „Kasse“ Arabiens ist der Hedschas, der mittlere und nördliche Teil der Westküste mit den Städten Djidda, Mekka und Medina. Hierher führt die mohammedanischen Pilger aus aller Welt die „Hadsch“, die heilige Wallfahrt. Mekka ist als Geburtsort des Propheten die heiligste Stadt, hier steht die Kaaba, das „Haus Allahs“, die Kibla, der geographische Orientierungspunkt aller Gläubigen beim Gebet, die ihr Antlitz in diese Richtung wenden müssen, und in Medina befindet sich Mohammeds Grab. Alljährlich verrichten an diesen Stätten viele Zehntausende von Pilgern ihre Andachten und lassen eine Menge Geld im Lande. Die Wahabiten sehen mit Scheelen Blicken auf diese Dinge, die ihrer Strengläubigkeit als Götzendienerei erscheinen, aber sie dulden sie; hat doch ihr König allein im letzten Jahre an den heilsbesessenen Besuchern 700 000 Pfund oder über

14 Millionen Goldmark verdient. Da kann man schon ein orthodoxes Auge zudrücken!

Zwischen dem Hedschas und dem englischen Stützpunkt Aden an der Meeresstraße Bab el Mandeb, dem „Tor der Trauer“, liegt die Landschaft Jemen, die Heimat der



Der Palast des Emirs von Transjordanien.

Kat-Esser und der moralischen Ver lumpung. Weiss, der in seinen Urteilen vorsichtig ist, sagt, „daß jeder nementliche Offizier und Beamte ausschließlich von Bestechung lebe und stehle, daß die Richter ihre Urteile an den Reichtümern verkaufen, die nementischen Truppen stehlen, rauben, plündern, ohne daß man Hilfe und Schutz bei ihren Vorgelehnten findet. Die Armen brauchen Geld für Kat“.

Das ist der Angelpunkt der Degeneration: Die Blätter des Katstrauches werden zerlaut und verursachen einen Dämmerzustand wie nach Genuß von Opium. Geschlecht nach Geschlecht verkommt durch dieses Kartortikum, das den Menschen unsagbar schwächt und den Boden für Infektionstrankheiten vorbereitet, und eines Tages, wenn Ibn Saud im Norden erobert hat, was er zur Abrundung seiner Herrschaft braucht, wird er mit seinen Wahabiten auch den Jemen kassieren, wenn er nicht vorher an irgendeiner der zahlreichen „Berufstrankheiten“ ehrgeiziger Despoten ums Leben kommt. Curt Biging.



Die Kaaba, das „Haus Allahs“ in Mekka.

des Viehzüchtenden Nomadentums, das nicht über den Eigenbedarf hinaus zu produzieren vermag, läßt die Anlegung von Kapitalien als unrentabel erscheinen; und eine solche Erkenntnis genügt vollkommen, um den Trägern der Zivilisation den Verzicht auf Kolonisation nahezu legen. Politisch herrscht heute noch die patriarchalische Regierungsform der biblischen Zeit, stellenweise, wie bei den Wahabiten, verschärft durch diktatorische Gewalt eines rücksichtslosen Eroberers und dekoriert mit Maschinengewehren und Geschützen nicht allzu neuer Konstruktion. Im Weltkrieg brachen die losen politischen Bindungen ganz und gar auseinander, Engländer und Türken spielten die einzelnen Stammeshäuptlinge und „Könige“ gegeneinander aus und sparten nicht mit Bestechung und schlimmeren Mitteln.

Weniger die Petroleumlager Mesopotamiens, als die Rücksicht auf die Beherrschung der kontinentalen Verbindung mit Indien veranlaßten England, sich an den Ufern des Euphrat und Tigris festzusetzen, in dem es willfährige Hauptlinge als Schattentönnige einsetzte, deren Aufgabe es ist mit Hilfe eines sozusagen „abkommandierten“ Rumpparlamentes den Winken Londons gehorsam zu sein. Das britische Auswärtige Amt schie nach Belieben ein und ab, nur einer war nicht unterzukriegen, man mußte sich gut mit ihm stellen, und dieser eine ist Ibn Saud, der Herrscher der Wahabiten, der jetzt dabei ist, die ihm von England versprochenen, aber vorenthaltenen Plätze mit bewaffneter Hand zu nehmen.

Die Militärorganisation der Wahabiten.

Die Wahabiten bilden, wie Wolfgang von Weiss („Zwischen dem Teufel und dem Roten Meer“, Verlag



Die heilige Moschee mit Mohameds Grab in Medina.

Manchmal muß man wirklich staunen, worüber heutzutage noch prozessiert werden muß. Rechte, die irgendein Fürst oder Standesherr in Urväterer Zeit „wohlerworben“ besaß und dann gegen schöne Renten abtrat, werden heute noch ernst genommen, obwohl sie wie verunkeltes Gerümpel am Boden liegen. Dabei muß man noch froh sein, wenn sich ein Gericht findet, das endlich einmal mit den vorinstanzlichen Ästären Schluß zu machen wagt. Eines der hübschesten Stücken dieser Art wird uns aus Geesthacht berichtet.

Dieses kleine hamburgische Städtchen zahlte seit alter Zeit an die Lauenburgische Landesherrenschaft jährlich ein „Ablager“ von 120 M. und ein „Berbittelgeld“ von 11 M., zusammen 131 M. Das Ablager, genannt Ostersablage, war eine Abgeltung für das Recht der Herzöge von Sachsen-Lauenburg, in einzelnen Höfen der Dorfschaft das Ablager oder Quartier zu nehmen. Die Last einzelner Höfe soll später auf die Gemeinde (1139—1181) übergegangen sein. Seit Jahrhunderten, wahrscheinlich seit der Zeit Heinrichs des Löwen, sollen die Mitbewohner des Kreises Herzogtum Lauenburg, die Grafen oder Bogten untergeordnet waren, verpflichtet gewesen sein, diesen und dem Befehl bei Ausübung ihres Amtes Befolgung zu gewähren und ihnen genau so, wie dem Herzog selbst, Futter für die Pferde zu liefern. Die Herzöge hatten, als sie 1420 die Herrschaften Bergedorf und Riepenburg, zu welchen auch Geesthacht gehörte, sowie den halben Sachswald an die Städte Lübeck und Hamburg abtraten, sich das Jagdrecht vorbehalten und übten es aus. Aber auch das Recht der Ritjagd in den Geesthachter Feldern und Hölzungen nahmen sie in Anspruch. Einmal im Jahre kurfte der Herzog mit seinen Hofbeamten davon Gebrauch machen.

Den Geesthachtern war das herzogliche Jagdablage äußerst unangenehm

und sie schlossen 1588 mit dem damaligen Herzog ein Abkommen, nach dem statt der Naturalversorgung eine Geldsumme gezahlt werden sollte. Das „Berbittelgeld“ ist allem Anschein nach eine Art Schutzgeld, welches von jedem Hause in Geesthacht zu entrichten war. Genau ist das aber nicht mehr festzustellen, jedenfalls aber ergibt sich aus einem amtlichen Bericht vom Jahre 1701, daß das Berbittelgeld in diesem Jahre nach der Zahl der vorhandenen Häuser berechnet worden ist. Diese Zahlungen sind wohl meistens, manchmal allerdings unter Protest, geleistet worden. Schon während der Revolution von 1848/49 haben die Geesthachter

den Versuch gemacht, die Zahlung der Abgaben zu verweigern mit Berufung auf die damalige Frankfurter Reichsverfassung, nach der derartige aus dem gütlichen und schutzherrlichen Verbands stehende Abgaben ohne Entschädigung aufgehoben seien. Sie haben sich aber nicht damit durchsetzen können, weil die Frankfurter Reichsverfassung nicht zur Durchführung gelangte. Nachdem im Jahre 1872 der Lauenburgische Landes-Kommunalverband gegründet worden war, zahlte Geesthacht das Ostersablage und Berbittelgeld an diesen, und zwar bis zur Inflation. Danach verlangte der Kreisaußschuß in Rastenburg als Vertreter des Lauenburgischen Landes-Kommunalverbandes eine hundertprozentige Aufwertung, da er der Einnahme dringend bedürfte, „um einen Teil seiner Ausgaben zu decken“.

So kam die Sache glücklich vor die Gerichte der deutschen Republik.

Aber ihnen wurde die Sache auch nicht leicht gemacht. Da Geesthacht jede Zahlung verweigerte — übrigens nach vorhergehenden Verhandlungen, in denen eine fünfundsiebenzigprozentige Aufwertung angeboten wurde — und nun auch die Berechtigung des Anspruchs überhaupt bestritt, reichte Lauenburg zunächst eine Klage beim Amtsgericht in Bergedorf ein. Das Amtsgericht verwies die Klage zuständigkeitshalber an das Landgericht in Hamburg. Das Landgericht hat die Klage wegen Unzulässigkeit des Rechtsweges, wie Geesthacht beantragt hatte, abgewiesen. Der Landes-Kommunalverband legte Berufung ein und das Oberlandesgericht hob dieses Urteil wieder auf. Das Reichsgericht, daraufhin von Geesthacht angerufen, schloß sich dem Urteil des Oberlandesgerichts an. Diese beiden Gerichte waren der Meinung, daß aus der ursprünglich sicher öffentlich-rechtlichen Verpflichtung im Laufe der Zeit eine zivilrechtliche, privatrechtliche Verpflichtung geworden sei.

Das Landgericht Hamburg hatte also nun noch einmal über die Aufwertungsansprüche Lauenburgs zu entscheiden. Die Aufwertungsansprüche wurden abgelehnt. Ueber die Berechtigung der Ansprüche aus der Feudalherrenschaft überhaupt hat das Gericht nicht entschieden, da das jetzt belanglos sei. Da etwaige Berufungsinstanzen auch kaum anders werden entscheiden können, dürfte damit glücklich ein Ueberrest aus der Zeit der Feudalherrenschaft beseitigt sein.

Ueber die Ansprüche anderer Standesherrn aber zu sprechen ist unsere Besprechung noch heute die Köpfe. . .

DER SCHATZ DER SIERRA MADRE

VON B. TRAVEN

Nachdruck verboten © Copyright 1928 by Büchergilde Gutenberg, Berlin

Auf mancherlei Weise sucht Dobbs sich Arbeit zu verschaffen. Erst wandert er nach den mexikanischen Oelfeldern, wo aber alles von Arbeitssuchenden überlaufen ist. Dann glückt es ihm, bei der Aufbereitung eines Oelfeldes vorübergehende Beschäftigung zu finden. Den ausbedungenen Lohn zahlt der Unternehmer jedoch erst aus, nachdem ihm Dobbs und sein Arbeitskamerad Curtin mit Gewalt dazu zwingen. Die beiden kommen dann auf den Gedanken, auf die Goldsuche zu gehen. Mexiko hat ungeheure Schätze an allen Naturgütern, es ist auch reich an Gold und Silber. Das Goldsuchen ist jedoch nicht so einfach. Selbst wenn man Gold findet, so gibt man sich nicht mit der Menge zufrieden, die man zuerst erreichen wollte, sondern man will immer mehr und mehr erraffen. Von dem alten Goldgräber Howard hören sie mancherlei darüber. Howard erzählt eine alle Goldgräbergeschichte, aus der man erfährt, wie ganze Gruppen von Goldgräbern entweder von Indianern getötet werden oder sich gegenseitig ums Leben bringen.

9. Fortsetzung.

Es vergingen nur drei oder vier Tage, da lehrten die Indianer zurück. Sie waren mehr als sechzig Mann stark. Sie griffen sofort an und töteten nun auch noch den Rest. Einer dieser Leute aber war nicht getötet worden, sondern nur schwer verwundet. Als sein Bewußtsein wiederkam, froh er voran. Tagelang oder wochenlang. Er wußte es nicht. Endlich wurde er von einem Farmer gefunden und zu dessen Hause gebracht. Er erzählte seine Erlebnisse. Ehe er jedoch genau den Ort, wo sich das alles zugetragen hatte, bezeichnen konnte, starb er an seinen Wunden. Die Farmer der Gegend, wo der Mann gestorben war, machten sich auf, die Goldmine zu finden. Sie suchten viele Wochen, aber sie fanden sie nicht. Harry Tilton, der in einem der Nordstaaten gegangen war, erfuhr von den Dingen, die sich hier ereignet hatten, nichts. Er kümmerte sich nicht mehr darum, lebte zufrieden auf seiner Farm, und er glaubte alle seine Kameraden, die mit ihm ausgezogen waren, reiche oder wohlhabende Leute, die, nachdem sie genügend Gold erworben hatten, nach dem Osten gereist seien. Er war an sich ein schweigsamer Mensch. Er hatte davon gesprochen, daß er sein Geld durch Goldgraben erworben hätte. Aber das war nicht ungewöhnlich. Da er nicht übertrieb, sondern, wenn er schon von seiner Goldgräberzeit sprach, nur ganz schlicht und einfach erzählte, so kam diese reiche Mine ganz in Vergessenheit.

Mit der Zeit jedoch verdichtete sich das Gerücht immer mehr, daß Tilton sein Geld in wenigen Tagen erworben habe. Das befrüht er nicht. Und daraus schloß man, daß die Stelle, wo er das Gold gegraben habe, sehr reich an Schätzen sein müsse. Immer mehr Glücksjäger bedrängten ihn, doch einen Plan auszuarbeiten, so daß man die Mine wiederfinden könne. Er tat es schließlich auch. Aber inzwischen waren mehr als dreißig Jahre vergangen. Sein Gedächtnis war nicht mehr so gut. So war mit einer der Kolonnen ausgerückt, die dem Plane nachgingen.

Wir fanden die Orte alle, die Tilton angegeben hatte. Aber die Mine selbst fanden wir nicht. Sie war vielleicht damals durch einen Bergsturz oder durch ein Erdbeben verschüttet worden, oder die Indianer hatten alle Spuren verwischt, und sie hatten es so gut getan, daß nichts zu finden war. Sie wollten keine Leute in ihrem Gebiete haben; denn eine solche Mine hätte Hunderte von Menschen herangelockt und die Gegend in einen solchen Tumult geworfen, daß das Leben, das sie zu führen gewohnt waren, verdorben wäre.

„Ja, wenn man so eine Mine finden könnte“, beendigte Howard seine Erzählung, „wäre man gemacht. Aber da kann man vielleicht sein ganzes Leben lang suchen, und man findet nichts. Das ist wie mit jedem anderen Geschäft. Wenn man das rechte Geschäft findet, und man hat Glück, dann hat man seine Goldmine. Jedenfalls, wenn ich auch ein alter Knabe schon bin, ich moche immer wieder mit, wenn es auf Gold losgeht. Aber man braucht Kapital wie für jedes andere Ding.“

Die Geschichte, die Howard hier erzählt hatte, enthielt nichts, das ermutigte, und nichts, das warnte. Es war eine übliche Goldsuchergeschichte, zweifellos wahr und doch wie ein Märchen klingend. Aber alle Geschichten, die von reichen Gewinnen erzählten, klingen märchenhaft. Um zu gewinnen, muß man wagen. Der Gold haben will, muß es suchen gehen. Und Dobbs beschloß in dieser Nacht, auf die Goldsuche zu gehen, selbst wenn er nur mit einem Taschenmesser ausgerüstet sein sollte.



Und Dobbs beschloß in dieser Nacht, auf die Goldsuche zu gehen!

Rur eine Frage, eine einzige Frage war es, die sich in seinen Plan drängte. Sollte er allein gehen oder mit Curtin oder mit dem alten Howard oder mit Curtin und Howard? Es war am nächsten Morgen, als Dobbs die Geschichte, die er von Howard gehört hatte, an Curtin weitererzählte. Curtin hörte anhöchlich zu. Endlich sagte er: „Ich glaube, das ist eine wahre Geschichte.“ „Aber natürlich ist es eine wahre Geschichte. Warum sollte sie denn erlogen sein?“ Dobbs war höchst verwundert, daß jemand die Richtigkeit der Geschichte bezweifeln könnte. Aber dieser Zweifel, den Curtin geäußert hatte, hatte eine Einwirkung auf ihn. Ihm war die Geschichte so natürlich erschienen wie die Tatsache es Morgen sei, wenn die Sonne aufgeht, und Abend, wenn sie untergeht. Es war nichts in der Geschichte enthalten gewesen, was erdichtet hätte sein können. Der Zweifel jedoch, den Curtin in seine Frage gelegt hatte, machte die Geschichte abenteuerlich. Und während Dobbs bisher das Suchen von Gold mit ebenso nüchternen Augen angesehen hatte wie das Suchen von passenden Stiefeln in den verschiedenen Schuhgeschäften einer Stadt oder wie das Suchen nach Arbeit, sah er plötzlich ein, daß Goldsuche unbedingt mit etwas Unheimlichem umgeben sein müsse. Nur darum war ihm jetzt so sonderbar zumute, weil er dieses Unheimliche, Rostliche, Fremdartige niemals vorher empfunden hatte, wenn von Goldsuchern die Rede war. Als Howard ihm die Geschichte so trocken erzählt hatte, hatte er keine andere Empfindung gehabt als die, daß Gold und Steinkohle im Grunde ganz dasselbe seien, daß Steinkohle einen Menschen, der sich mit ihr befaßt, genau so reich machen kann, als wenn es sich um Gold handelt.

„Erlagen?“ sagte Curtin. „Davon habe ich nichts gesagt. Die Geschichte in sich ist nicht erlogen. Da gibt es Hunderte solcher Geschichten. Ganze Berge solcher Geschichten habe ich in den Zeit-

schriften gelesen, die solches Zeug drucken. Aber ich glaube, die Geschichte ist, auch wenn alles andere unwahrscheinlich sein sollte, sicher wahr in jenem Teil, wo diese drei Burschen versuchen, die übrigen von der Kompanie über Ohr zu haufen und kalt abfahren zu lassen.“

„Richtig!“ Dobbs nickte. „Das ist der Fluch, der auf dem Golde lastet.“

Als er das sagte, kam ihm klar zum Bewußtsein, daß er einen solchen Satz eine Stunde vorher nicht gesprochen haben würde, weil ihm gar nicht der Gedanke gekommen wäre, daß Fluch am Golde haften müsse.

Curtin hatte eine derartige Wandlung in seiner Anschauung nicht mitgemacht. Vielleicht nur darum nicht, weil ihm ein so unerwarteter Zweifel nicht gegenübergetreten war, wie ihn soeben Dobbs erlebt hatte.

Dieses innere Erlebnis, das Dobbs in dieser Minute gehabt hatte, trennte diese beiden Männer, ohne daß es ihnen zum Bewußtsein kam. Es war eine Trennung innerhalb ihrer Gefühlswelt. Von nun an gingen beide einem anderen Ziel ihres Lebens entgegen. Ihre verschiedene Schicksalsbestimmung begann sich zu fordern.

„Fluch auf dem Golde?“ sagte Curtin widersprechend. „Sehe ich nicht, wo ist denn der Fluch? Es liegt edensoviel Segen darauf. Es hängt nur davon ab, wer es in Händen hat. Die bestimmten Charaktereigenschaften seines Besitzers schaffen den Fluch oder den Segen. Gib einem Schurken Riefelsteine in die Hand oder trockene Schwämme, er wird sie gebrauchen, um einen Schurkenstreich damit zu verüben.“



Dobbs lehnte sich zurück auf der Bank.

Fünfzehn Jahre verfolgt, und in drei Minuten freigesprochen.

Abenteuerlich klingt die Geschichte einer Gerichtsverhandlung in Paris, die in knappen drei Minuten ihr Ende fand, weil der Angeklagte die Beweise seiner Unschuld herzubringen vermochte. Es handelte sich hierbei um einen Schauspieler namens Anatol Duteilleul, der in eine Erpressungsaffäre verwickelt war. Er sollte eines Abends in einem Hotelzimmer ein Liebespaar überrascht und gedroht haben, das, was er gesehen habe, dem Gatten der Dame mitzuteilen, falls man nicht durch eine namhafte Geldsumme sein Schweigen erkaufe. Die Dame zog es aber vor, sich ihrem Gatten zu offenbaren, seine Verzeihung zu erbitten, die sie auch erhielt, und den Erpresser anzugehen. Hinter dem Schauspieler wurde nun ein Steckbrief erlassen, doch gelang es ihm dank seiner Kunst der Maske, sich fünfzehn Jahre lang der Entdeckung zu entziehen. Endlich wurde ihm die Sache aber doch wohl zu langweilig oder zu anstrengend, und er stellte sich freiwillig. In der Verhandlung ergab es sich nun zur allseitigen Ueberraschung, daß eine Personenverwechslung vorlag. Der Schauspieler konnte einwandfrei nachweisen, daß er zu der fraglichen Zeit gar nicht in Paris gewesen sei. Auch war der Grund, weshalb er sich verfolgt glaubte, ein ganz anderer. Herr Duteilleul war nämlich seinerzeit seinen Gläubigern erloschen. Vor ihnen, und nicht etwa eines Verbrechens halber, glaubte er sich die ganzen Jahre hindurch verborgen halten zu müssen.

„Graziöse“ Rechtsprechung.

In Graz hat vor kurzem Herr Landgerichtsrat Dr. Breßlinger Frau Theresia B. zu 48 Stunden strengen Arrests verurteilt, weil sie sich einige Zeit vorher als Privatbeteiligte in einer Gerichtsverhandlung derart aufgeregt hatte, daß sie ohnmächtig wurde. Vorher schrieb sie nach: „Das soll eine Gerechtigkeit sein.“

Es ist nicht ganz einfach, zu diesem Urteil Stellung zu nehmen. Das Ohnmächtigwerden wird das hohe Gericht vernünftigerweise nicht geärgert haben. Dem Richter liebten es, wenn ihre Opfer ohne Macht sind. Aber wir wissen nicht, ob der Schrei so klang: „Das soll eine Gerechtigkeit sein!“ oder ja: „Das soll eine Gerechtigkeit sein?“ Ausrufe- oder Fragezeichen, das ist hier von Bedeutung. Im ersten Fall handelt es sich um eine Kritik. Im zweiten um eine Frage.

Fragen zu stellen ist erlaubt. Das pflegt nicht bestraft zu werden. Da aber gestraft worden ist, hat das Gericht also offenbar doch einen Ausruf, eine Kritik gehört. Und da gestraft worden ist, hat sich der Richter allem Anschein nach getränkt gefühlt. Obwohl es immer wieder selbst am meisten, wenn stets jene beleidigt sind, die den anderen am meisten Leid zufügen.

Der Ruf: „Das soll eine Gerechtigkeit sein!“ klopft in Graz

„Hagier ist die einzige Charaktereigenschaft, die Gold in seinem Besizer auslöst.“ Dobbs wunderte sich, wie er zu dieser Meinung kam. Sie erschien ihm fremd. Aber er redete sich ein, daß er diese Meinung nur geäußert habe, um Curtin zu widersprechen.

„Das ist nun blanke Unsinn, was du da sprichst“, erwiderte Curtin. Unbeabsichtigt hatte er mehr eine vertrauliche Form der Anrede gewählt, auf die Dobbs ebenso gebanntes einging, als hätte er den Befehl gar nicht gefühlt.

„Es kommt doch ganz und gar darauf an“, sagte Curtin seine Rede fort, „ob der Besizer das Gold an sich liebt, oder ob er es nur als Mittel betrachtet, um bestimmte Ziele zu erreichen. Es gibt ja auch in der Armee Offiziere, die mehr darauf sehen, daß das Lederzeug sauber gepußt ist, als daß sie darauf achten, daß das Lederzeug sich in einem brauchbaren Zustande befindet. Das Gold selbst ist nicht notwendig. Wenn ich jemand glauben machen kann, daß ich viel Geld besitze, kann ich das gleiche erreichen, als wenn ich es wirklich hätte. Es ist nicht das Gold, das die Menschen verwandelt, als vielmehr die Macht, die sie mit Hilfe des Goldes ausüben können, das die Menschen so aufregt, sobald sie Gold sehen oder von Gold auch nur hören.“

Dobbs lehnte sich zurück auf der Bank, wo die beiden saßen. Er sah hoch und bemerkte auf einem Dache eines der gegenüberliegenden Häuser zwei Arbeiter, die Telephondrähte legten. Sie standen so unsicher, daß man jeden Augenblick erwarten konnte, daß sie abstürzen würden. „Für vier Pesos oder vier Pesos fünfzig den Tag“, dachte Dobbs, „und immer die Aussicht, sich das Genick zu brechen oder die Knochen zu zerbrechen; beim Derrücken ist es ebenso, nur daß man die Aussicht etwas besser bezahlt bekommt.“

Dann dachte er, es ist doch ein rechties Luderleben, das man als Arbeiter führt. Und diesen Gedanken weiterführend, fragte er: „Würdest du denn deine Freunde verraten, um alles Gold für dich allein zu haben, so wie es die drei verfluchten?“

„Das kann ich jetzt nicht sagen“, gab Curtin zur Antwort. „Ich glaube nicht, daß es einen einzigen Menschen gibt, der genau sagen kann, was er tun würde, wenn er eine große Menge Gold für sich allein erwerben kann, und wenn er eine Gelegenheit hat, andere Teilnehmer auszuschalten. Ich glaube bestimmt, daß noch jeder Mensch anders gehandelt hat, als er selbst erwartete in dem Augenblick, wo er plötzlich viel Geld bekam oder die Möglichkeit sah, durch eine Handbewegung einen Haufen Gold einzufaden.“

Dobbs sah noch immer hinauf zu den Telephonarbeitern. Obgleich er es den Arbeitern nicht gönnte, hoffte er dennoch leise, daß einer herunterfallen möchte, weil das ein wenig Abwechslung in das einseitige Leben gebracht haben würde.

Weil man keiner von den Arbeitern herunterließ, kam ihm zum Bewußtsein, daß er unbehagen fühlte, und daß ihm die Schultern weh taten. Er setzte sich wieder gerade auf die Bank und zündete sich eine Zigarette an. Er sah dem Rauch nach und sagte dann: „Ich würde mich mit einer kleinen Menge begnügen und meiner Wege ziehen. Die anderen mögen sich meinetwegen herumfalschen.“

Curtin mußte nichts darauf zu antworten. Das Thema war erschöpfend von ihnen behandelt, und sie sprachen von etwas anderem, von etwas ganz Gleichgültigem, nur um zu sprechen und nicht so blöde dazuzufügen. (Fortsetzung folgt.)

WAS DER TAG BRINGT.

48 Stunden strengen Arrests. In Deutschland erfahrungsgemäß nicht immer dasselbe oder das Entsprechende; der Standpunkt des Gerichts richtet sich nach dem politischen Standpunkt des Gerichteten. Dafür gilt in beiden Ländern die tolerante Regel: Wer alles einsteht, wird nicht eingesteht. Auch gut.

Aber wie ist's, wenn man ruft: „Ei, das ist aber eine schöne Gerechtigkeit!“. Der Verfall der Justiz der kapitalistischen Gesellschaft ist so groß, daß dieser Fall noch nicht da war. Besetzt, er käme vor, so müßte von Rechts wegen belohnt werden. Das wäre nur konsequent. Wenn Strafe vor bösen Taten abstrahiert, muß Belohnung zu guten anspornen.

Ich bin noch im Grunde gescheiterter Opposition dafür, daß wir nicht nur auf die Theorien unserer Richter generelle eingehen, sondern daß wir sogar ihren folgerichtigen Ausbau verlangen. Strafrecht plus Lohnrecht soll die neue Lösung sein. Die Grazer Gerichtsbarkeit muß im allgemeinen und überall, wo deutsch gesprochen wird, zu einer lebenswürdigeren, großzügigeren ausgebaut werden. Erst werden wir alle Amen sagen zu jedem großdeutschen Rechtspruch, und dann werden wir ihm ein Hoseluija extra singen. Der Grazer Richter hieß Breßlinger. Breßlinger für Breßlinger heraus!

Die gerichtliche Entlohnung erfolge in bar. Da sie sehr oft ausgezahlt werden müßte, würden die Justizministerien der Länder bald so bankrott sein, wie ihre Theorie es schon lange ist. Die Linke wäre am Ziel. Die Linke hätte die Rechte ad absurdum geführt, zu Tode gelobt. Sie hätte eine wichtige Sache gemordet: die Sache gegen das Volk. Erich Gottgeiten.

Sprachunterricht. Ein reich gewordener Berliner sucht durch Inlerat Deutschunterricht für seinen Jungen. Er nimmt Rücksprache mit dem Lehrer und schärft diesem ein, den Jungen vor allem von seinem fürchterlichen Berliner Dialekt zu befreien. Der Sprachlehrer lächelt geschmeichelt: „Es wird mir eine hohe Ehre sein, Ihnen meine vollendete Kenntnis der hochdeutschen Sprache zu beweisen. Ihr Herr Sohn wird zweifellos von diesem Unterricht profitieren.“ Nach einiger Zeit sucht der Vater den Sprachlehrer auf, um sich nach den Fortschritten seines Sohnes zu erkundigen. „Nun, wie kommen Sie mit meinem Sohn aus?“ Der Sprachlehrer antwortet: „Also ich kann ihn sagen, ganz frohlich! Ich bin ganz erstaunt über meine Fortschritte im Basinischen!“

Aus Gewohnheit. Herr Jones lag in tiefem Schlummer. Ein schweres Gewitter zog herauf. Ein Blitz schlug in Herrn Jones Haus ein und warf ihn aus dem Bett. Halb bemühtlos blieb Herr Jones liegen, dann rief er die schmerzende Stelle an und sagte mit bitender Stimme: „Aber Frau, ich stehe ja schon auf.“

Des Bergmanns Höllenfahrt.



Das Unglück auf der Zeche Ewald, das durch Unfälle des Jahrtausends in Folge Seilbruchs entstand, stellt die Frage der Sicherung für Förderkörbe in Bergwerken in den Vordergrund des Interesses. Wir geben in Folgendem einem Fachmann das Wort, der diese Frage einer eingehenden Behandlung unterzieht und dabei auf eine Konstruktion verweist, deren Brauchbarkeit gegenüber den veralteten „Jangvorrichtungen“ verbürgt ist. Die Redaktion.

Die Förderung senkrechter Lasten aus großen Tiefen erfolgt fast ausschließlich durch an Tragseilen hängende Förderkörbe. Das Abfangen des Förderkorbes bei Seilbruch ist ein Problem, das den menschlichen Geist seit mehr als hundert Jahren beschäftigt. Keine der bisher gebräuchlichen Jangvorrichtungen ist in der Lage, einen seillos gewordenen Förderkorb stofffrei und gefahrlos für den Korb, für die im Korb befindlichen Personen und Waren, sowie den Schachteinbau anzuhalten; sie werden deshalb von vielen Sachverständigen nicht mit Unrecht als

wertlose Altstappen

bezeichnet. Die Prüfung der Konstruktion dieser Jangvorrichtungen durch die Aufsichtsbehörde, sowie deren Ueberwachungs- und Wartungsanordnungen dienen nur dazu, diesen wertlosen Altstappen einer Jangvorrichtung den Schein einer Sicherheitsvorrichtung zu geben und das atemungslose Publikum, das täglich sein Leben diesen Jangvorrichtungen anvertraut, in Sicherheit zu wiegen. Diese Feststellung wird auch dadurch nicht abgeschwächt, daß seit einigen Jahren dem Trogseil erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt wird mit dem Hinweis, daß mangels einer brauchbaren Jangvorrichtung die beste

Von dem etwas ver-
schleierten Wesen dieses
Verzögerungsapparates oder
des negativen Beschleunigungsdruckes bekommt man
eine klare Vorstellung,
wenn man sich aus der
Einsteinschen Relati-
vitätslehre das
Bild vom „Mann im
Kasten“ vergegenwärtigt.
Dieser Kasten möge der
seillos gewordene Förder-
korb sein, der sich mit
gleichbleibender Geschwin-
digkeitszunahme infolge
seiner Schwerkraft ab-
wärts bewegt. Die
Schwerkraft wirkt natür-
lich ebenfalls gleichartig
auf alle im Korb befind-
lichen Personen und Ge-
genstände und hat zur
Folge, daß der Druck dieser
Personen und Gegen-
stände auf den Korbboden
aufhört, sie sind also zum
Korb relativ gewichtslos
geworden. Ein Kind
würde mit dem kleinen
Finger Personen und
Gegenstände in die
Luft werfen, die eine ja
unheilvolle Wirkung auf den Korb
und seine Korbhölzer ausüben. Bei einer Verzögerung von
10 Meter pro Sekunde im Quadrat (sec²) wird der Korbhölzer
von den mitfahrenden Personen und Lasten schon mit dem doppelten
Gewicht ihrer Körperschwere gedrückt, um bei 50 Meter bereits auf
den sechsfachen Betrag zu steigen; einen Verzögerungsdruck bei 100
Meter vermag der Mensch nur noch mit gedugten Armen abzu-

Schwebelage bringen kön-
nen, die sie behalten wer-
den, bis eine äußere Kraft
ihnen eine andere Stel-
lung zuweist. Dabei wer-
den die mitfahrenden Per-
sonen diesen Zustand nicht
einmal unangenehm emp-
finden, keineswegs kann
er als gefährlich angesehen
werden, da ja die Be-
schleunigung der Abwärts-
bewegung höchstens bis
zur Erdbeschleunigung an-
wachsen kann. Wir sehen
also, die Beschleunigung
beim freien Fall des seil-
los gewordenen Förder-
korbes, die Fallgeschwin-
digkeiten, die Fallzeiten
werden dem Korbboden
nicht gefährlich, und die
amtlichen Vorschriften,
welche diese Eigenschaften
zur Grundlage der Brauch-
barkeit einer Jangvor-
richtung machen, beruhen
auf Irrtümern und völli-
ger Verkennung des phy-
sikalischen Vorganges. Die
Verzögerung und negati-
ven Beschleunigungen

Es drängt sich nun die Frage auf, wie sieht denn eine Jang-
vorrichtung aus, die das Problem des seillos gewordenen Förder-
korbes löst, mit dem weder Aufsichtsbehörden noch die hochentwickelte
Förderindustrie im In- und Auslande fertig werden können. Diese
Frage hat Dr.-Ing. Franz Jordan bereits vor zehn Jahren be-
antwortet mit seiner

Druckluftfangvorrichtung

die als reifste Lösung des Jangproblems anzusehen ist. Unbeeinträchtigt
von den Konstruktionen und Erfindungen der Vergangenheit geht
Jordan ganz neue Wege. Wie schon der Name sagt, verwendet er
keine Feder, die durch das Tragseil vorgespannt wird, sondern
Druckluft als Bremskraft. Dr. Jordans Druckluftfangvorrichtung
ist unabhängig vom Seilchwanz und benutzt zur Auslösung
der Bremskraft den Beschleunigungsdruck eines durch eine Feder ab-
gestützten freischwebenden Gewichtes im Augenblick des Fallbeginns
des seillos gewordenen Förderkorbes, wodurch ein Ventil geöffnet
wird, das die Druckluft aus dem Luftbehälter in den Bremszylinder
entweichen läßt. In weniger als ein Zehntel Sekunde erreicht die
Bremskraft ihren Höchstwert und preßt glatte Bremsböden gegen die
Führungsschienen. Die Bremskraft ist unerschöpfbar und kann so



Gezähnte Baumstämme als Bergwerksleiter
im alten Ägypten.



Alte „Fahrtkunst“. Auf dem Baumstamm in den Schacht.

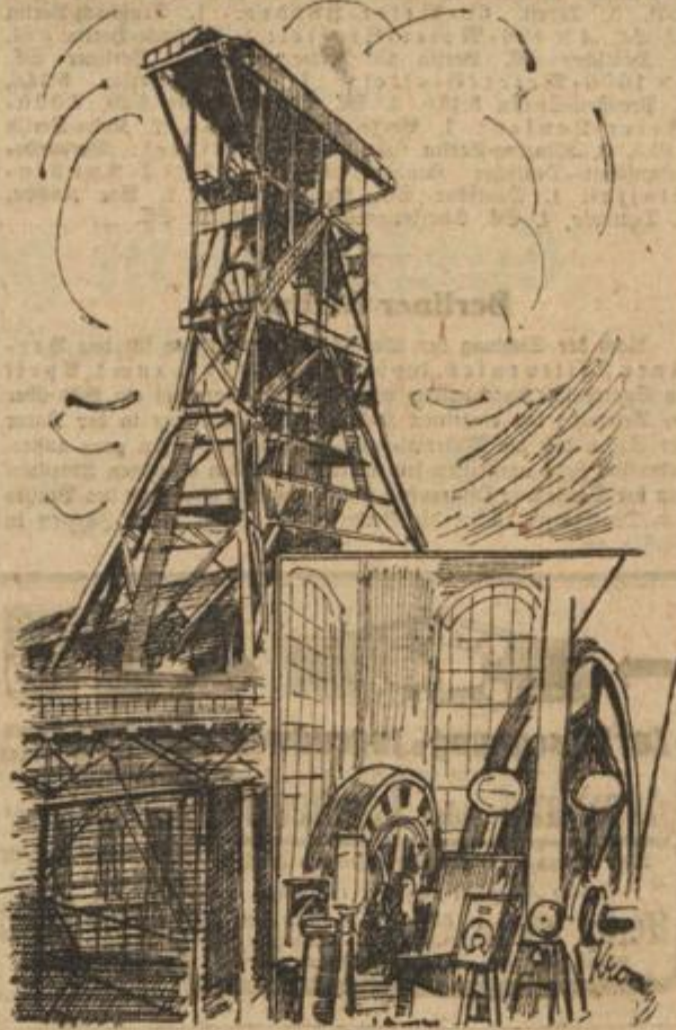
Jangvorrichtung ein gutes und mit großen Sicherheitsziffern be-
rechnetes Trogseil sei. Folgende Unglücksfälle ereigneten sich in den
letzten Jahren infolge Seilbruchs:

24. März 1923 Grube Kaiserstuhl . . .	25 Tote, 6 Schwerverletzte
28. Juni 1924 Grube Thyssen . . .	12 „ 20 „
27. März 1925 Grube Merlebach . . .	51 „ 28 „
28. April 1925 Grube Westphalia . . .	1 „ 2 „
16. August 1925 Grube Constantin . . .	2 „ — „
21. Oktober 1925 Grube Germania . . .	6 „ — „
13. Juni 1926 Grube Langenbrunn . . .	— „ 28 „
1. März 1926 Grube Ewald . . .	12 „ 36 „

Sie beweisen, daß äußere Beschäftigung und Prüfung des Trog-
seiles keinerlei Gewähr für die Haltbarkeit zu bieten vermögen; nicht
selten sind Seilbrüche wenige Stunden nach der Seilprüfung vor-
genommen, obwohl diese sorgfältig und vorschriftsmäßig durchgeführt
wurde.

Die Ursache dieses Mißerfolges

der Jangvorrichtungen im In- und Auslande liegt in der falschen
Anwendung der technischen Mittel zur Lösung des Problems. Jede
der heute gebräuchlichen Jangvorrichtungen benutzt die Schwerkraft
des Korbes zur Vorspannung einer Feder. Bricht das Seil, so soll
die vorgespannte Feder am Korb angebrachte gezähnte oder messer-
artige Hänger gegen die hölzernen Führungsschienen des Schacht-
einbaues drücken, die sich unter dem Einfluß der Schwerkraft und
Wassenträfte des Korbes und Hängeseiles selbsttätig tiefer in die
Führungsschienen arbeitsen und diese teils abhaken, teils aufschlitzen.
Entsteht der Seilbruch kurz über dem Korb, so kann die Feder diese
Auslösung der Jangvorrichtung wohl bewirken, ist aber ein Seil-
schwanz von 30 Meter Länge vorhanden, so tritt eine Entspannung
der Feder nicht ein, wie Bergrat Galinski dies bereits 1914 nach-
gewiesen hat und Dr.-Ing. Weber dies noch 1923 an einem Aufzuge
mit einem 15 Meter hohen Seilchwanz bestätigte. Aber selbst wenn
die gezähnten und messerartigen Hänger, Keile oder Erztenter zum
Eingriff gelangt sind, so ist keine Gewähr vorhanden, daß der Korb
gefahrlos zum Stillstand kommt; denn es liegt in der Natur dieser
Vorrichtungen, daß sie selbsthemmend sind und die dem ablaufenden
Korb innewohnende Energie auf einem sehr kurzen Wege von
wenigen Zentimetern vernichten, was einen Verzögerungsstoß ver-
ursacht, bei dem gewöhnlich die Jangvorrichtung mit Korb und
Schachteinbau vollständig zerstückelt werden.



Förderturm und Fördermaschine.

fangen, bei 200 Meter sind Knochenbrüche und schwere Verletzungen
bereits die Regel, und bei 300 und 400 Meter brechen Jangvorrich-
tung, Förderkorb und Schachteinbau zusammen, und Personen
werden nur noch als tote Geborgen. Das sind dann jene schweren
Unglücksfälle, von denen die Geschichte des Bergbaus so zahlreich zu
berichten weiß. Diese großen Verzögerungen bis 400 Meter pro
Sekunde pro Sekunde sind eine unermessliche Folge der heute
gebräuchlichen Keil- und Erztenter-Jangvorrichtungen mit gezähnten
und messerartigen Hängern und ihrer selbstherrlichen Wirkung.

benefizieren werden, daß die Verzögerung innerhalb der zulässigen
Grenzen bis 20 Meter pro Sekunde bleibt. Der Bremsweg hängt
von der Geschwindigkeit im Augenblick des Seilbruchs ab: er beträgt
bei einer Korbgeschwindigkeit von 10 Meter pro Sekunde etwa 2,5
Meter und steigt auf 10 Meter bei einer Korbgeschwindigkeit von 20
Meter. Wir erhalten also lange Bremswege bei kleinen Verzögerungs-
drücken gegenüber kurzen Bremswegen von wenigen Zentimetern
und großen Verzögerungsdrücken bei den heute gebräuchlichen Jang-
vorrichtungen.

Es liegt im Aufbau der Jordan-Jangvorrichtung begründet, daß
sie nicht nur bei Seilbruch den abstürzenden Förderkorb gefahrlos
stillsetzt, sondern auch in der Lage ist, das Ueberstreifen des Förder-
korbes sicher zu verhindern. Das Grubenunglück der Zeche Ewald
beweist, daß auf dem Teufsanzeiger kein Verlaß ist, daß auch der
Wassermessner ebenso wie der Lokomotivführer Haltesignale ver-
sehenlich überfahren kann. Beim Eisenbahnbetrieb steht die Ein-
führung der selbsttätigen Zugbeeinflussung bevor, die das Ueberfahren
der Haltesignale selbsttätig verhindern soll. Die bisher gemachten Er-
fahrungen berechtigen zu der Hoffnung, daß die schweren Eisenbahn-
unfälle, hervorgerufen durch irrtümliches Ueberfahren der Halte-
signale, durch die selbsttätige Zugbeeinflussung endgültig beseitigt
werden. In ähnlicher Weise wie die selbsttätige Zugbeeinflussung
beim Ueberfahren des Haltesignales wirkt die selbsttätige Stillsetzung
der Fördermaschine und die Jangvorrichtung, sobald der Förderkorb
etwa 25 Meter vor der Hängebank noch eine Geschwindigkeit besitzt,
die größer ist als für das langsame Einfahren festgelegt wurde.
Diese Vorrichtung kann vom Fördermaschinenführer nicht beeinflusst
werden. Sie ist unabhängig vom Teufsanzeiger, tritt also in Tätig-
keit, sobald Maschinenführer und Teufsanzeiger versagen. Die Still-
setzung erfolgt auch nicht plötzlich, wie das bei den verjüngten Spur-
loketten der Fall ist, sondern kann nur mit einer Verzögerung, wie
beim freifallenden Förderkorb also mit etwa 40 Meter pro Sekunde
pro Sekunde erfolgen, wobei sich ein Bremsweg von etwa 5 bis 10
Meter ergibt, der Korb also vor der Haltestelle angehalten wird.

Die Seilschrittkommission des preussischen
Handelsministeriums hat mit großem Interesse die Arbeiten
Dr. Jordans verfolgt und in ihrem Bericht vom 6. April 1925 fest-
gelegt, daß bei Neuanlagen von Fördermaschinen
Förderkörbe zu verwenden sind, die Jangvorrichtungen besitzen,
bei denen die Verzögerung im Höchstfall bis zu 40 Meter pro Sekunde
im Quadrat beträgt.

Es ist jetzt Sache des Bergmanns,

statt der bisherigen wertlosen Jangvorrichtungenaltstappen und der
gefährlichen Spurlattenerzeugung einschließlich der unzuverlässigen
Teufsanzeiger auf den Einbau von wirklichen Sicherheitsvorrich-
tungen zu dringen, nachdem die Technik sie fertig zur Verfügung ge-
stellt hat und die preussische Seilschrittkommission sie prüft und ihre
Einführung befürwortet. Dr.-Ing. Czern, Breslau.

